

(Nachdruck verboten.)

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

II.

Ehe Celanie in das Haus zurückkehrte, öffnete sie das Gitterthor, denn die Stunde, wo die Schreiber eintrafen, näherte sich, und sie beschleunigte ihre Schritte, sie hatte in dieser Stellung, wo sie für alles zu sorgen hatte: Reinigen, Küche, Wäsche, Ausbessern u., von morgens bis abends auf den Beinen zu sein.

Die Zeit war vorüber, wo unter der milden Herrschaft des alten Notin die Schreiber eine fast vollkommene Freiheit genossen, kommend und weggehend, wann sie wollten.

Zuerst erschien der Kassierer Boulnois, regelmäßig der Erste, um seinen Eifer zu zeigen. La Baupalière, der oberste und Fauchon, der zweite Schreiber, die sich, zusammen am anderen Ende der Stadt im Hotel Renaissance wohnend, manchmal um einige Minuten verspäteten, obwohl sie wußten, daß ihnen dies grobe Beleidigungen seitens des Chefs einbrachte.

Herr Courteheuse übte sein Amt auf andere Art als sein Vorgänger aus.

Der alte Notin war so wenig als möglich Notar, sondern mehr Freund und Ratgeber seiner Kunden gewesen, von denen er nur notarielle Akte aufnehmen ließ, wenn solche unumgänglich waren, und es gelang ihm selbst dann noch, eine große Anzahl derselben zu vermeiden.

Wenn ihn ein Kunde in seiner Schreibstube überrumpelte, was zwar selten vorkam, denn er verbrachte fast alle seine Zeit damit, seine prächtige Aepfel-Anpflanzungen auf den Klippen von Orival zu überwachen, so dachte er an nichts, als daran, wieder von ihm loszukommen. — „Sie wünschen Alexis zu sehen“, — war immer sein erstes Wort, und das zweite: „Ich werde Sie Alexis anvertrauen.“ Und da sich Alexis seit dreißig Jahren in der Etude befand, wo er als kleiner Junge eingetreten war, so wagte niemand zu sagen, daß man lieber mit dem Herrn selber verhandelt hätte, welcher es an jenem Tage gerade noch mehr, als an den anderen, eilig hatte, nach seiner Klippe zu kommen.

Seine Abneigung gegen schriftliche Arbeiten war so stark, daß man nach vierzigjähriger Praxis in den aufgehäuften Heften die von seiner Hand verfaßten Arbeiten zählen konnte. Er trieb es soweit, daß er, wenn jemand sein Testament machen wollte, alle Mittel anwandte, um den Augenblick hinauszuschieben, wo er die Feder anzufassen hatte, denn das Testament ist der einzige Akt, der von der Hand des Notars selbst ausgefertigt sein muß. Eines Tages erschien eine alte Frau bei dem Notar, die er auch wohl schon zwanzig Male wieder weggeschickt hatte, und erklärte, dieses Mal gehe sie nicht fort, ehe ihr Testament aufgesetzt sei; er wurde gezwungen, es anzunehmen. Acht Tage darauf war die Frau tot. Damals schlug ihm das Gewissen, er fühlte, welche Folgen aus seiner Gleichgültigkeit entstehen könnten, und als ehrlicher Mensch entschloß er sich, nicht länger mehr Notar zu bleiben. Drei Monate später verkaufte er seine Amtsstube an Courteheuse und widmete sich ganz seiner geliebten Obstpflanzung.

Mit Jenem trat nun ein vollständiger Umschwung ein: das ruhige Notariat wurde sofort in eine Geschäftsstelle verwandelt. Vater Notin hatte jährlich trotz seines Pflégemas 18 bis 20 000 Franken verdient, wodurch es ihm gelungen war, sein Bureau für 100 000 Franken zu verkaufen. Aber weder das Ergebnis der Einnahmen noch die Wirksamkeit selbst befriedigte Courteheuse. In drei Jahren, so hatte er gehofft, sollten sich bei ihm die Einkünfte und somit der Wert des Bureaus verdoppeln, in sechs bis sieben Jahren verdreifachen; er würde dann Düssel verlassen, um in Rouen oder in Havre ein Bureau zu erwerben, um dort den ersten Rang einzunehmen. „Geld verdienen“ war das Wort, das unaufhörlich auf seinen Lippen schwebte und das sich in all seinem Denken und Treiben ausdrückte.

Um dieses Geld zu verdienen, war er genau das Gegenstück vom alten Notin. Jeden Sonntag wurden seine Kunden

zu einem feinen Mittagmahl eingeladen, wobei es zwanglos und lustig zuging.

Nicht stolz, der neue Notar, lautete das erste über ihn gebildete und in der Umgegend verbreitete Urteil; das zweite war:

Nicht theuer!

Er war so listig, seinen Kunden vorzureden, daß bei ihm die Kosten vermieden worden seien, was wohl bis zu einem gewissen Punkte für einzelne Fälle, aber nicht für das Ganze zutrifft.

Dank seinen Verbindungen hatte er Klienten aus Rouen und Elbeuf bekommen, aber das war ihm noch nicht genug; er engagierte einen ehemaligen Handlungsreisenden als Kassierer, der ihm auch aus dem benachbarten Kantonen Kunden kaperte.

Auf jeden Fall war er gegen seine Schreiber sowie auch gegen sich selbst sehr streng und unter seiner Leitung mußte alles mit der größten Pünktlichkeit auf die Minute gehen.

Sobald an jenem Morgen das Gitterthor geöffnet war, stellte er sich an dasselbe, um nach seinen Schreibern auszuschaun.

Boulnois war der zuerst Angekommene. Anstatt ihn wie gewöhnlich nach der Schreibstube gehen zu lassen, nahm ihn Courteheuse mit sich und auf die Fußstapfen auf dem Erdboden hinzeigend, fragte er:

„Was ist das?“

„Das? Ich habe meine Brille nicht bei mir.“

„Sind Sie blind?“

Diese Frage zwang Boulnois zu antworten.

„Das wird ein Loch sein.“

Und als schlauer Normanne fügte er hinzu:

„Das würde mich nicht erstaunen.“

„Sie sehen ganz gut, daß dies der Ausdruck einer Stiefel- oder Schuhsohle ist.“

„Sie meinen? Aber wodurch ist er entstanden?“

„Es hat sich diese Nacht jemand im Garten befunden, wahrscheinlich war es ein Dieb.“

Boulnois fragte, indem er seinen Herrn mehr mit Neugierde, als mit Verärgerung anblickte:

„Hörten Sie Lärm?“

„Etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch wurde ich durch ein Geräusch aufgeweckt, das dem Zudrücken einer Thüre glich. Ich horchte, aber vernahm weiter nichts. Ich stand auf, zündete eine Kerze an und ging in das Zimmer meiner Frau, um sie zu fragen, ob sie etwas vernommen habe; meine Frau hatte fest geschlafen und hatte nichts gehört; das ist nicht erstaunlich, denn ihr bester Schlaf stellt sich erst des Morgens bei ihr ein, während ich des Abends am festesten schlafe.“

„Auf diese Art ist das Haus gut bewacht.“

„Schließlich hat mein Licht den Dieb gestört, als er entweder ein Schloß aufbrechen oder einen Abdruck nehmen wollte, um mit falschen Schlüsseln wiederzukommen. Ich werde heute Arbeiter von Rouen herausschicken, damit sie das Haus mit elektrischen Drähten versehen; sollte ich selbst noch nicht zurück sein, so werden Sie ihnen alle Auswege im Erdgeschoß sowol als in der ersten Etage zeigen.“

Die anderen Schreiber jetzt in den Garten; Boulnois folgte ihnen in das Zimmer, und ohne die Zeit mit unnützem Herumschlendern zu verlieren, machte sich ein jeder an seine Arbeit.

Aber fast sogleich ertönten zwei Glockenschläge aus dem Kabinett des Chefs, die dem zweiten Schreiber galten:

„Nehmen Sie sich in acht, Fauchon,“ sagte der erste Schreiber, „die Hand des Herrn ist heute nervös.“

Ohne zu antworten, nur die Arme zum Himmel erhebend, stieg der zweite Schreiber die Stufen zum Arbeitskabinett des Notars empor.

„Geben Sie die Briefe geschrieben, deren Liste ich Ihnen gestern gab?“ frug Herr Courteheuse.

„Ja, mein Herr.“

„Geben Sie mir dieselben zum Unterzeichnen.“

Aber vor dem Unterscheiden las er sie.

„Was ist das“, frug er, auf ein B zeigend?

„Ein B.“

„Sie schreiben président mit einem kleinen B.“

„Président, gewöhnliches Hauptwort, kleines B.“

„Die gewöhnlichen Hauptwörter haben nichts hierbei zu schaffen: es giebt Aemter, die gewöhnlich und andere, die vornehm sind: Président, Directeur, vornehme Funktionen, also große Buchstaben. Schreiben Sie diese Briefe noch einmal.“

Nach dem zweiten kam der erste Schreiber und dann der Kassierer an die Reihe: Jeder bekam eine Grobheit zu hören. Endlich um neun Uhr durchschritt Herr Courteheuse mit der Mappe unter dem Arm den Garten, um sich, wie alle Freitage, nach Rouen zu begeben, wo alle Notare des Bezirks im Justizpalaste zusammentrafen.

Beim Knarren des Thores erhob Boulnois den Kopf:

„Es giebt etwas Neues: der Prinzipal hat heute Morgen auf der frisch umgegrabenen Erde beim Pabillon den Abdruck einer Männerohle entdeckt, und er glaubt, daß sich Diebe in den Garten geschlichen hätten; sie seien entflohen, als er beim Hören eines Geräusches eine Kerze angezündet habe.“

So erzählend, blickte Boulnois den ersten Schreiber La Baupalière mit verschmühter und ausgefeimter Miene an, er glaubte, in dessen Augen ein blühartiges Aufleuchten bemerkt zu haben.

„Das ist nicht alles,“ fuhr er fort, „er wird aus Rouen Arbeiter schicken, die das ganze Haus mittels Elektrizität verschließbar machen.“

„Und wie verschließt man auf diese Weise ein Haus?“ frug Fauchon, „wissen Sie es, La Baupalière?“

„Ich habe jene Art von Verschlus in der Umgegend von Paris gesehen: alle Thüren und Fenster sind durch elektrische Drähte verbunden, die auf ein Geläute stoßen, das sich, sobald man eine Thür oder ein Fenster öffnet, in Bewegung setzt.“

„Also niemand kann eintreten?“ sagte Fauchon.

„Noch hinausgehen?“ fügte Boulnois, La Baupalière anblickend hinzu.

„Oeffnet man denn die Thüren anders zum Hinausgehen, als zum Eintreten?“ antwortete dieser achselzuckend.

III.

Jeder nahm seine Arbeit wieder auf: La Baupalière setzte seine begommene Urkunde weiter fort; Boulnois seine Absendungen; Fauchon die Abschrift der Briefe an Monsieur le Président, mit dem schönsten großen P., das seine Schreibkunst ihm zu machen gestattete.

Plötzlich hob er den Kopf empor:

„Was denken Sie über den Beruf eines Ingenieurs?“ frug er La Baupalière. „Ist dies eine höhere oder niedrigere Amtsverrichtung? Muß man das Wort mit einem großen oder kleinen i schreiben?“

„Wie schwächen Sie mir da vor?“ Fauchon erzählte nun von den Beleidigungen, die ihm der Prinzipal an den Kopf geworfen hatte.

Plötzlich rief Boulnois, der von seinem Plaze aus den Garten übersehen konnte:

„Still, dort kommt der Herr Maire... mit dem großen M.“

Fast gleich darauf trat ein kleiner Mann mit durchdringendem Inquisitorenblick und lebhaften Bewegungen in die Kanzlei ein, jedem der Herren leutselig zuwinkend.

„Guten Tag, meine Herren!“ Und den Stuhl annehmend, den La Baupalière sich beeilte ihm anzubieten, erklärte er den Zweck seines Besuches.

„Eine Vollmacht, um mich bei einem Falliment zu stellen, in das ich durch Unflughheit hineingeraten bin; ich denke, eine unterzeichnete Privatvollmacht ist genügend.“

Aber La Baupalière war nicht der Ansicht; die neue von Courteheuse eingeführte Regel war, auf geschickte Art alle notariellen Akte in einen höheren Tarif zu schieben.

Als er dem Bürgermeister die Vorteile einer richtig notariellen Vollmacht auseinandersetzen wollte, unterbrach ihn dieser lächelnd:

„Ich verstehe,“ sagte er.

„Es ist bei uns fast wie bei Ihnen; wenn ich in Ihre Apotheke komme und 30 Grammm schwefelsaures Natrium in Papier verlange, so bezahle ich 3 Sous; sobald Sie es in eine mit Seinenwasser gefüllte Flasche schütten, kostet es 3 Franks.“

„Sehr hübsch, obgleich nicht sehr richtig; bereiten Sie meine Vollmacht vor... secundum artem.“

„Will der Herr Bürgermeister die Güte haben, mir seine Vornamen zu nennen?“

„Turlure, August-Zean-François; aber benennen Sie mich nicht als Bürgermeister, ich bitte Sie darum. Non est hic locus; einfach mein Gewerbe; Apotheker, da ich in dieser Eigenschaft aufstre; Apotheker erster Klasse, nicht wahr?“

Selbstverständlich werden Sie alle meine Ehrentitel anführen: Officier de l'Instruction publique, chevalier du Merite agricole.“

Dieses sagend, zeigte er das Knopfloch seines Jacketts, in welchem eine grün mit veilchenblau vermischte Rosette zu sehen war.

Er fügte noch einiges über die Angelegenheit hinzu, für welche die Vollmacht geliefert werden sollte, und nach vollzogener Verlesung konnte er sein Schriftstück unterzeichnen.

„Ich meine, der Herr ist nicht hier?“ sagte er, als er im Begriffe war, fortzugehen.

„Er ist nach Rouen gefahren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Bei den Harmlosen.

Eigentlich unterscheidet sie sich äußerlich von keiner anderen Stadt, wenigstens von keiner vlämischen. Sie sieht ebenso hübsch aus wie ihre Nachbarstädte, und ist gerade so nett und sauber wie sie alle.

Sie besteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße. Schmude, kleine, weiße Häuser, jedes mit einem eigenen Vorgarten, alle im Sommer mit Tulpen und Rosen geziert, umsäumen die Straße zu beiden Seiten. Offenbar gehören die Bewohner der Stadt alle der wohlhabenden Klasse an, denn man sieht nirgends, aber auch nirgends auch nur eine Spur von Armut; ja, man kann durch die ganze Stadt nicht allein, sondern meilenweit, durch die ganze Gegend streifen, ohne auf einen Bettler zu stoßen.

Aber zu arbeiten scheinen doch alle. Und schwer zu arbeiten. Nicht nur die Großen, nein, auch die Kinder, nicht nur die Männer, nein, auch die Frauen, in dieser sonderbaren Stadt.

Aber richtig, ich habe ja vergessen, die Stadt zu nennen, die ich meine. Gheel also heißt sie. Im Volksmunde aber nennt man sie nur „die Stadt der Wahnsinnigen.“

In früheren, längst vergangenen Zeiten scheint Gheel eine Art von Lourdes gewesen zu sein. Eine gewisse Dymna liegt da begraben, eine Heilige, deren Schutze besonders die Schwachen im Geiste empfohlen waren. Es war daher von Alters her in den ganzen Niederlanden Sitte, daß Personen, die in ihrer Familie irgend einen Wahnsinnigen oder Alldämigen hatten, diesen mit zum Grabe der Heiligen nahmen, und dort um seine Besserung suchten. Wenn nun die Tradition recht hat, soll die Heilige auch viele Wunder gewirkt haben; und ganz märchenhafte Dinge werden davon erzählt, wie Leute, die ihren Verstand verloren hatten, diesen dort wieder fanden. Freilich ereigneten sich auch zu jener Zeit die Wunder nicht alle Tage, und manch einer der Narren, die nach Gheel kamen, mußte Monate und Jahre warten, ehe er Heilung fand, ja, manche fanden sie überhaupt nicht. Und so lange sie warten mußten, so lange mußten sie auch beaufsichtigt werden. Anfangs wurden die „Unschuldigen“, wie die Schüllinge der heiligen Dymna genannt wurden, in kleinen Hütten oder Baracken untergebracht, die rings um die Kirche errichtet worden waren, später aber, als der Wunderzug von Gheel von Tag zu Tag wuchs, und sich demzufolge Hütte an Hütte drängte, zeigte sich die Notwendigkeit, andere Vorkehrungen zu treffen. Die Kranken wurden dann bei den Bauern des Dorfes untergebracht, und es gab der „Unschuldigen“ bald so viele, daß bald keine Familie ohne ihren Patienten war.

Nach und nach änderten sich freilich die Anschauungen, und mit den Zeiten schwand der Glaube an die Wunder der heiligen Dymna. Allein der Zuzug der Geisteskranken nach Gheel nahm immer mehr überhand, denn keiner verstand es, so gut mit den Irren umzugehen, als die Bewohner der Stadt.

Die Gheeler sind nämlich eine sehr einfach geartete, mit gesundem Menschenverstand ausgestattete Rasse. Sie sind von einer geradezu bewundernswerten, echt vlämischen Geduld, und nichts, aber auch gar nichts kann sie aus der Fassung bringen. Sie sind ganz einfache Bauern; viele von ihnen vollständig ungebildet, aber ihren Patienten gegenüber zeigen sie ein außerordentlich feines Gefühl.

Ihre Art, mit Irren umzugehen, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie von Kindheit an daran gewöhnt sind, daß sie förmlich mit ihnen aufwachsen. Was immer auch ein Irreniger anstellen möge, sie werden nie darüber in Erstaunen geraten, sondern es als etwas ganz Natürliches, ja, fast als etwas Notwendiges hinnehmen. Furcht vor einem Wahnsinnigen ist ihnen natürlich auch etwas Unbekanntes, und sie wären alle höchlichst belustigt, würde man ihnen erzählen, daß es Leute giebt, die sich vor Wahnsinnigen fürchten.

Noch im Jahre 1858 war Gheel in etwas sehr primitiver Art geartet, und die Gheeler hatten vollständig freie Hand, wie sie mit ihren Schutzbefohlenen verfahren wollten. In dem genannten Jahre aber wurde die Kolonie vollständig reorganisiert und unter die Direktion einer Kommission gestellt, in die sowohl der Staat als die medizinische Fakultät ihren Vertreter sendet. In der Art der Irrenbehandlung aber wurde nichts geändert, und sie ist genau die gleiche, wie sie vor hundert Jahren gewesen ist.

Das Gheeler System ist geradezu einfach und basiert eigentlich nur auf dem Grundsätze, daß man jedem Irren so viel Freiheit ge-

statten müsse, wie nur irgend möglich, und daß man die Irren ganz genau so behandle, als ob sie keine Irren wären.

Die Kolonie ist in ein halb Duzend Distrikte eingeteilt, von denen jeder unter der Leitung eines Arztes und eines Verwalters steht, die dem Chefarzte für alle Vorkommnisse in ihrem Bezirke verantwortlich sind. Der Verwalter muß jeden Tag über jeden Patienten genauen Bericht erstatten. So weit es angeht, werden Patienten, die an derselben maniakalischen Form erkrankt sind, in denselben Distrikt zusammengehan. So ist ein Bezirk ausschließlich den Epileptikern zugeteilt; und nur Patienten, die vollständig harmlos sind, werden in Gheel selber untergebracht. Je aufgeregter und gewaltthätiger die Patienten sind, desto weiter nach der Peripherie kommen sie in der Irrenkolonie.

Wenn ein Patient in Gheel ankommt, wird er zuerst in das Mutter-Asyl gebracht. Hier wird sein Zustand genau festgestellt. Leidet er an Selbstmord- oder Mord-Manie, so wird er schleunigst seiner Familie wieder zurückschickt, denn für diese beiden Wahnsinnsformen übernehmen die Gheeler die Verantwortung nicht. Die Dauer des Aufenthaltes in dem Asyl hängt lediglich von den Irrenwärtigen selber ab, denn, sobald die Ärzte erlaut haben, daß dies ohne Gefahr geschehen könne, werden sie irgend einer Familie in Pflege gegeben.

Diese „Nourriciers“, wie die Gheeler genannt werden, die sich die Pflege der „Harmlosen“ angelegen sein lassen, stehen alle unter der Kontrolle der Ärzte, und es wird strenge darauf gesehen, daß die Kranken gut behandelt werden, und reichliche, kräftige Nahrung erhalten. Dabei sind die „Nourriciers“ ihren besonderen Fähigkeiten nach eingeteilt, denn manche von ihnen haben sich schon zu wahren Spezialisten für gewisse Krankheitsformen des Geistes ausgebildet. Viele von ihnen sind sehr wohlhabend und können ihre Pflichten mit allem Komfort umgeben, während andere ihren Patienten nicht viel mehr bieten können, als ein freundliches Zimmer, ein lustiges Feuer auf dem Herd, und eine derbe, kräftige Kost. Die „Pensions“-Preise schwanken pro Jahr von 6000 bis zu 600 Franken hinab. Gewöhnlich wird einem Nourricier nur ein „Harmloser“ zugeteilt, und nur wenige bekommen deren zwei und drei, und geschieht es zuweilen, daß ein Kranker einer Familie zugeteilt wird, in der er sich nicht bald heimisch fühlt, so wird er sofort einem anderen Pfleger überwiesen.

Es ist Sitte, daß ein „Harmloser“, sobald er einen Pfleger erhält, in dessen Hause festlich empfangen wird. Meist wird das freudige Ereignis mit einem Mahle gefeiert, und der Kranke wird gleich, wie mit zur Familie gehörend, betrachtet. Er verbringt seine ganze Zeit mit dieser und arbeitet mit ihr, im Garten, im Hause, auf dem Felde. Denn arbeiten muß er. Und zwar nicht, wenn er will, sondern er muß sich an eine ganz regelmäßige Arbeit gewöhnen; meist sechs bis acht Stunden am Tage, denn in geregelter Arbeit besteht die Hauptheilmethode von Gheel. Einige Patienten bekommen für ihre Arbeit regelrechten Lohn, meistens aber nur eine besondere Belohnung, die für Männer meist in Tabak, für Frauen meist in Schmuck- und Puzsachen besteht, oder in Geld, um sich solche zu kaufen. Im übrigen ist der Kranke sonst scheinbar berechtigt, alles zu thun, was er will. Er kann ins Gasthaus gehen und sich Wein oder Bier bestellen. Sofern er zahlen kann, wird ihm ein Glas willig gebracht. Beim zweiten Glase wählt der Wirt schon allerlei Ausflüchte: das Getränk ist gerade ausgegangen, und das letzte Glas ist leider gerade ausgeschenkt worden. Oder er kann auf den Bahnhof gehen und sich ein Billet lösen, wohin er will. Seltsamerweise aber geschieht immer etwas, was ihn am Abfahren hindert. Der Kassier hat sich versehen, ein ungültiges Billet gegeben, und bis der Kranke es gegen das richtige umgetauscht hat, ist der Zug ihm längst vor der Nase weggefahren.

Die ganze Bevölkerung nämlich wirkt Hand in Hand, um den Irrenwärtigen das Gefühl zu benehmen, als seien sie unter Aufsicht, und da sich die Kranken frei wähnen, sehnen sie sich gar nicht nach der Freiheit, die sie nicht vermissen. Und obwohl es weit über 2000 Irrenwärtige in Gheel giebt, ist ein Fluchtversuch beinahe ebenso unerhört, wie eine Gewaltthat, und letzteres ist um so bewundernswerter, als alle — bis auf 40 oder 50 — ihrer Arbeit wegen im Besitze von Messern, Aexten oder Spaten sind. Es ist, als scheine die Ruhe förmlich in der Luft zu liegen, und die Fälle sind nicht selten, daß Töbtsüchtige in zwei bis drei Wochen dank der Behandlung zu völlig „Harmlosen“ wurden. Die Tatsache, daß sie behandelt werden wie Vernünftige, stachelt offenbar ihren Ehrgeiz an, sich auch als solche zu benehmen, und viele ziehen sich von selber zurück, wenn sie merken, daß ihr Anfall kommt. Dann, wenn der Anfall vorüber ist, kommen sie zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre, und sind munter und guter Dinge. Diese Selbstkontrolle ist aber der erste, entscheidende Schritt zur Genesung.

Eine große Rolle in der Irrenpflege spielen in Gheel auch die Kinder. Freilich sind die Gheeler Kinder auch schon an die Irren gewöhnt, diese aber verlieren den kleinen Kindern gegenüber all das Mißtrauen, das sie vielleicht noch ihren erwachsenen Pflegern gegenüber haben. Die Kinder, mit denen sie bald gut Freund werden können ihnen harmlos vor. So kommt es, daß auch die renitentesten Irren einem Kinde auf den ersten Wink folgen, und alles thun, was dieses will. Und zeigt irgend ein Irrenwärtiger Anzeichen von Widerspenstigkeit, dann wird ihm ein kleines Kind in den Arm gelegt und ihm geheißen, auf dieses aufzupassen! Das Mittel hilft 99 mal unter hundert Fällen.

Selbstverständlich wird den Irren jede denkbare Erregung ferne gehalten und auch viel für ihre Zerstreuung gesorgt. Namentlich werden sie zu allen Familienfesten zugezogen, und dabei stets ganz besonders ausgezeichnet. Eine philharmonische Gesellschaft, durchweg aus Irren bestehend, giebt Konzerte; Theater wird gespielt und Bälle arrangiert.

Im ganzen und großen machen die Irren denn auch einen ganz vernünftigen Eindruck, und ein Fremder, der nichts von dem Charakter der Stadt weiß, könnte tagelang in Gheel wohnen, ohne hinter das Geheimnis zu kommen, es sei denn, er gerate zufällig mit irgend einem der Harmlosen in einen Disput. Dann ist es etwas anderes, denn alles können die Wahnsinnigen vertragen, nur keinen Widerspruch. Das ist übrigens nur zu begreiflich, denn jeder ist ja von der Wirklichkeit dessen überzeugt, was seine Manie ist. —

Albrecht Steen.

Kleines Revueletton.

— Ueber die Begegnung mit einem Königstiger im Binnenland von Sumatra wird der „Deutsch. Wochenztg.“ in den Niederlanden“ folgendes mitgeteilt: Ich hatte den ganzen Morgen zu Pferde gefahren, so daß ich mich mittags entschloß zu Fuß zu gehen. Etwa um dreiviertel Vier befand ich mich auf dem Lingerweg, einem alten Pflanzerspfad, den die Kulis gerade am Säubern waren. Es ist dies ein endloser Weg, rechts und links mannshoher Lalang (Gras) mit etwas Jungholz untermischt, aber nirgends eine Spur von Schatten. Es war kein menschliches Wesen auf dem Wege zu sehen, alles war mäusestill. Ich hatte etwa die Hälfte des Weges hinter mir, so daß ich ungefähr eine halbe Stunde geschlendert haben mochte, als sich rechts von mir das Lalang etwas bewegte, wie ich glaubte, vom Winde. Im Vorbeigehen blickte ich flüchtig eben zur Seite und sah zu meinem Schrecken etwa zwei Schritte von mir entfernt einen Königstiger. Zwischen dem Lalang hindurch konnte ich einen Theil seines Kopfes wahrnehmen, der Körper blieb unsichtbar. Im ersten Moment war ich starr vor Schrecken und hatte beinahe Lust, mich auf die Erde niederzuwerfen, um auf Händen und Füßen davonzutreiben. Dies war aber nur ein Moment, dann hatte ich die Begegnung zurückgewonnen. Ich sah ein, daß Weglaufen nutzlos sei, ich blieb deshalb ruhig stehen und blickte den Monsieur fest an. Man liest wohl mal vom Mut der Verzweiflung, aber dieser war es faktisch, der mich dazu besetzte. Ich hatte beschlossen, meinen Feind, sobald er eine verdächtige Bewegung machte, sofort anzugreifen und laut schreiend auf ihn los zu stürzen, höchst wahrscheinlich würde er dann davonlaufen, wenn nicht, dann nützte mir meine Flucht auch nichts. Auf diese Weise hatten wir uns 2 bis 3 Sekunden fixirt, jeder Nerv meines Körpers bebte. Keine Muskel war untätig, alle waren gespannt. Angst kann diese Empfindung in solch einem Augenblick gerade nicht genannt werden, diese kommt — wenigstens bei mir war es so — später. Ich fühlte mich wohl viermal stärker als gewöhnlich und war derartig erregt, daß ich beinahe wünschte, der Tiger möchte mich angreifen. Schließlich drückte das Tier seinen Kopf zu Boden und ließ einen dumpfen Laut hören, den ich wohl sehr schön nachahmen, aber schlecht zu Papier bringen kann; es klang, als wenn ein großer Hund, dem es aber an dem nötigen Mut fehlt, knurrt. Dann drehte sich der Tiger halb um und machte einen kurzen plumpen Satz rückwärts. Ich sah seinen Rücken eben oberhalb des Lalang, in dem er im übrigen ganz verborgen war, obwohl ich mit meinem Stock (ich war vollständig unbewaffnet) beinahe die Stelle erreichen konnte, wo das Tier lag; wahrlich keine beneidenswerthe Situation. Ich selber sah nichts, war aber fest überzeugt, daß der Tiger mich genau im Visir hatte. Ich ging nun, die Stelle, wo er lag, stets im Auge behaltend, Schritt für Schritt rückwärts. Als ich mich in dieser Weise etwa 50 Meter entfernt hatte, hielt ich es für das Beste, „durchzubrechen“, was ich denn auch, nachdem ich mir den Hut fest ins Gesicht gedrückt, that. —

[Kulturgeschichtliches.]

k. Eine Heiratszeitung vor hundert Jahren die unter diesem Titel erschien und als Hauptzweck die Vermittelung von Heiratsannoncen hatte, war der Pariser „Courrier de l'Hyemen“. Die erste Nummer, die jetzt von Le Poittevin wieder ausgegraben wurde, ist vom 20. Februar 1791 datiert. Das Programm dieser Zeitung lautet direkt: „die Niederlage der Abkömmlinge der Eltern, der jungen Leute, der Junggesellen und der Wittiven, die den Wunsch haben sollten, ihre Kinder zu verheiraten, oder selbst neue Knoten zu schürzen“, zu werden. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß man Anzeigen folgender Art in dem Blatte findet: „Ein Amerikaner, der die Ehre hat, einen Sitz in der Nationalversammlung inne zu haben, wünschte, sein Schicksal mit einer jungen Pariser Bürgerin zu teilen, selbst wenn sie als Mitgift nur eine gute Erziehung, einen sanften Charakter und eine angenehme Figur haben sollte. . . . Obgleich er Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft ist, so fordert er doch nicht von ihr, daß sie eine sehr ausgesprochene Ansicht über alle Parteien hat. Er würde sogar vorziehen, daß sie weder mit der Rechten noch mit der Linken geht und in allem die rechte Mitte hielte.“ Aber der „Courrier de l'Hyemen“ beschränkt seine Mission nicht auf diesen Punkt. „Da dieses Journal“, fährt der Prospekt fort, „besonders den Frauen gewidmet sein wird, so können diejenigen, die sich über ihren Ehemann, der zu brutal ist, als daß er auf Vor-

stellungen hörte, beklagen wollten, diese anonym den Herausgebern anvertrauen, die sich beeilen werden, sie zu veröffentlichen. Vielleicht wird mehr als ein ungerechter Ehemann sich bessern, wenn er auch vorgiebt, daß er nicht gemeint sein könne." In der Praxis ist die Zeitung bemüht, ihren Wirkungskreis immer weiter auszudehnen, und sie nimmt Proteste der Frauen gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung ebenso gut wie Klagen gegen schlechte Ehemänner auf. Die Frauen schiden denn auch eine ganze Anzahl von Briefen ein, in denen sie sich über die von den gesetzgebenden Körperschaften den Frauen zugesügten Ungerechtigkeiten bitter beklagen und die Zeitung drückt sie stets zustimmend ab. Die Kasse der Zeitung wurde dadurch freilich nicht gefüllt. Für ihr eigentliches Thema aber fand sie in jenen Zeiten nicht das genügende Interesse. „Man verheiratet sich nicht mehr“, schreibt ein Abonnent des Blattes, „nur der Tod kommt gut durch...“ So ging denn der „Courrier de l'hymen“ schon am 24. Juli 1791 wieder ein. —

Völkertunde.

— Mesopotamische Teufelsanbeter. Der „Köln. Volksztg.“ wird über die Sitten der Teufelsanbeter in Persien und in den benachbarten Ländern folgendes geschrieben: Diese Sitten dehnt sich aus über Kurdistan, Mesopotamien, Oberarmenien, Teile Persiens und Neurußlands. Gleich den Manichäern erkennen die sogenannten Dyzidi zwei Urgründe an, das Gute und das Böse, sie verehren aber nur das letztere — was man auch bei Naturvölkern finden kann, und zwar wird dies damit begründet, daß das gute Princip als gutes ja doch niemanden schade, man also nur dem Bösen Verehrung schulde, um sich selbst zu sichern. Das böse Princip nennen die Dyzidi mit dem türkischen Worte Scheitan (Satan, Teufel); die Furcht vor demselben geht bei ihnen so weit, daß sie kein Wort aussprechen, welches mit Sch anfangt, noch weniger natürlich sprechen sie den Namen selbst aus und brauchen stets eine Umschreibung, wie „der, den du kennst“, oder einfach „er“, oder sonderbarerweise auch oft „Pfauentönig“. Diese Bezeichnung rührt her von dem bevorzugten Opfer, das man ihm bringt, einen Pfau, hauptsächlich in Mosul, wo es viele Dyzidi giebt. —

Geographisches.

— Dr. Destreich hat im Herbst eine wissenschaftliche Reise durch Nordmakedonien und die angrenzenden Teile Albaniens gemacht und darüber kürzlich in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag gehalten, dem der „Globus“ einige Daten entnimmt, weil jene Gebiete zu den unbekanntesten Ländern nicht bloß in Europa, sondern der Erde überhaupt gehören. Die nordalbanischen Alpen sind ein zumeist aus tertiären Kalken bestehendes Trümmergebirge, das Schargebirge dagegen, dessen höchster Punkt Schar, nach Messungen des Vortragenden nicht 3000 Meter, sondern nur 2500 Meter hoch ist, ist der Rest eines alten Gebirges, das in derselben Richtung streicht wie die nordalbanischen Alpen. Der viel gebrauchte Scharadagh ist falsch, weil eine unnötige Verbindung der serbischen und türkischen Sprache. In der Nähe des Gipfels wurden unweit eines kleinen Karsees deutliche Spuren ehemaliger Vergletscherung wahrgenommen. Eine Tagereise von Pristren, der gewerblustigen Hauptstadt des nördlichen Albaniens, besuchte der Reisende einen bis dahin gänzlich unbekanntem See von etwa einer Meile Umfang, der eine sehr bedeutende Tiefe besitzen soll. In diesem Teile Albaniens sind nicht die Ortschaften als Ganzes besetzt, sondern jedes einzelne Haus bildet für sich schon eine schwer einzunehmende Feste, jeder Garten, jede Weide etc. ist mit meterhohen lebenden Hecken eingezäunt, um Schutz gegen den Nachbar zu gewähren und im Falle eines Krieges das Vorschreiten des Feindes möglichst zu erschweren. In Djalowa und Pesh (Zpet) wurde Destreich zuerst sehr feindselig behandelt und ihm das Wasser verweigert; diese Bestimmung änderte sich plötzlich, da sich das Gerücht verbreitete, er sei ein Generalstabsoffizier des gleichzeitig in Konstantinopel weilenden deutschen Kaisers und bereite einen Feldzug gegen Montenegro vor. Um allen Weiterungen aus dem Wege zu gehen, ging Destreich schleunigst über einen 1700 Meter hohen Paß der nordalbanischen Alpen nach Kovibasar, dem nördlichsten Zwidel des unter der Herrschaft der Pforte stehenden Reiches zwischen Serbien und Montenegro, wo Oesterreich-Ungarn für vier Städte das Besatzungsrecht besitzt und infolge dessen mehr Ordnung herrscht, als sonst in der Türkei. Nach dem Vortragenden ist Kovibasar nur der Hauptort des östlichen Teiles dieses Grenzlandes, die übrigen Teile, die sich durch Menschenleere und Unfruchtbarkeit wenig vorteilhaft auszeichnen, haben eine selbständige Hauptstadt in Tschlidja (Plewlja) am Lim. —

Physiologisches.

ie. Ist die schwarze Hautfarbe für den Tropenbewohner zuträglicher als die weiße? Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß schwarze Gegenstände die Sonnenstrahlen stärker in sich aufnehmen, als weiße. Ein schwarzer Stein auf eine Schnee- oder Eisfläche gelegt, schmilzt rasch in die Unterlage ein, da er von den Sonnenstrahlen viel stärker erwärmt wird als seine helle Umgebung. Schwarze Anzüge sind für den Sommer unvorteilhaft, und man ist aus dem gleichen Grunde ja sogar dazu gekommen, die schwarze Farbe für unser Schuhwerk aufzugeben. Da ist es doch eine ganz naheliegende Frage, ob denn nicht auch

den Bewohnern der heißen Zone, die von der Natur selbst ein dunkles oder sogar schwarzes Kleid mitbekommen haben, in diesem unter dem Einfluß der tropischen Sonne unbehaglicher zu Mutte ist, als es bei einer weißen Hautfarbe der Fall wäre. Die Natur hat aber auch in diesem Falle durchaus nicht daneben gegriffen. Der Pariser Physiologe Guillaume hat den Beweis dafür geliefert. Die Haut des Neger geht nämlich unter der Einwirkung der Hitze gewisse Veränderungen ein, die in einer Vermehrung der Hautzellen bestehen und dadurch zu einer Verdickung der äußeren Hautschicht, der sogenannten Epidermis, führen. Diese verdickte Oberhaut dient geradezu als Schutz wie die Nagel und die Haare. Dazu kommt, daß die Neger sehr viel Fettstoff aus der Haut ausschneiden und dadurch einen weiteren Schutz gegen den Einfluß der Sonnenhitze besitzen. Fettstoffe haben nach den Versuchen von d'Arsonval die Eigenschaft, die Wärme sehr rasch wieder abzugeben. Aus diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Neger unter der glühenden Hitze ihrer Heimat noch weniger leiden als viele von uns Europäern während der Tage des Hochsommers. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Temperatur und Ausdünstung von Wüstenpflanzen. Professor D. L. Mac Dougal hat, wie „Mutter Erde“ mitteilt, auf der Jahresversammlung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft einen Vortrag über die Temperatur zur Förderung der Wissenschaft auf Grund seiner Beobachtungen im Wüstengebiete des kleinen Colorado gehalten. Im Körper der saftigen Pflanzen jener Gegend fand er zur Mittagzeit oft eine Temperatur von 45 Grad Celsius, das waren 6 bis 8 Grad mehr, als in der umgebenden Luft herrschten. Der vulkanische Sand um die Saugwurzel zeigte 40 bis 42 Grad Celsius. Die Ausdünstungsfähigkeit der Pflanzen ist nicht, wie man erwarten sollte, sehr stark, sondern vielmehr sehr schwach. Dementsprechend ist auch ihr Wasserbedarf gering. Bringt man sie auch in einen mit Feuchtigkeit reichlich gesättigten Boden, so absorbieren sie kaum den zehnten Teil der Wassermenge, die von den verwandten Pflanzen gemäßigterer Gegenden verbraucht wird. Die Wüstenpflanzen haben sich mit einem Worte in ihren Lebensfunktionen den Existenzbedingungen angepasst. —

Humoristisches.

— Im Privatcomptoir. „Welche Mühe haben wir uns gegeben, den christlichen Arbeiterverein ins Leben zu rufen, und jetzt, wo der Ausstand beginnen soll, fordern die Kerls ebenso Lohn-erhöhung wie die andern. Ja, was denken sich denn die Leute unter „christlich“?“ —
 — Verdentschung. „Sagen Sie, Kamerad, wer ist eigentlich der Einjährige da?“
 „Einjährige?“ — Doktor der Philosophie oder irgend sonst so'n Gehirnfaule.“ —
 — Pedanterie. Lehrer (der in seiner Schule streng darauf sieht, daß auf seine Fragen in ganzen Sätzen geantwortet wird, zu seiner Angebeteten): „Wollen Sie die Meine werden, Fräulein Emilie?“
 Sie: „Ja!“
 Lehrer: „Bitte, drücken Sie das in einen ganzen Satz aus!“ —

Notizen.

c. e. Eine neue italienische Zeitung für dramatische Kunst „Cronache d'arte“ erscheint seit Anfang April in Rom. Redacteur ist Eduard Bontel. —
 c. Der dritte internationale Verlegerkongreß wird definitiv in London am 7., 8. und 9. Juni abgehalten werden. Der erste fand in Paris 1896, der zweite im folgenden Jahre in Brüssel statt. —
 — Josef Farno hat für seine Direktionszeit am Neuen Theater, die vom 15. Juni bis 15. August d. J. dauert, Guido Tielcher und Hansi Riese als Gäste gewonnen. Diese werden die beiden Hauptrollen in der Schwanknovität „Die Wahrsagerin“ geben. —
 — Bei der Erstaufführung von Björnsons Schauspiel „Johanna“ in Frankfurt a. M. gefiel nur der erste Akt. —
 — Der Kunstkritiker Prof. Josef Wastler, Rektor der Technischen Hochschule in Graz, ist gestorben. Unter seinen Werken ist ein steierisches Kunstlexikon besonders zu erwähnen. —
 — Die Münchener Jahres-Ausstellung 1899 im Glaspalast wird wie bisher am 1. Juni eröffnet. Der Termin für die Anmeldungen schließt am 30. April. —
 — Eine deutsche Bau-Ausstellung wird in Dresden im Jahre 1900 in der Zeit vom 1. Juli bis 15. Oktober stattfinden und soll ein Bild des gegenwärtigen Standes des deutschen Hochbauwesens im allgemeinen und des gesamten Staatsbauwesens im besonderen geben. —
 — Die Naturforschende Gesellschaft zu Görlitz hat für ihre Sammlungen eine außerordentlich reiche und wohlgeordnete Käferammlung erworben, die der verstorbene Lotterie-Einnnehmer Schwarz in Liegnitz hinterlassen hat. Sie enthält in 154 Kästen in mindestens 50 000 Exemplaren die meisten der 8650 mitteleuropäischen Arten. —